



Tom Wolf

KRISTALLKLAR

Mord à la carte

PREUSSENKRIMI



berlin.krimi.verlag



Tom Wolf

KRISTALLKLAR

Mord à la carte



PREUSSENKRIMI

beatin.krimi.verlag

Tom Wolf

Kristallklar

Mord à la carte

@book im
be.bra verlag

Die Personen und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichem Geschehen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2012

© der Originalausgabe:

berlin.krimi.verlag im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2009

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin

Umschlag: Hauke Sturm, Berlin, unter Verwendung eines

Gemäldes von Emanuel Gottlieb Leutze, »George Washington

Crossing the Delaware«, 1851, corbis, Düsseldorf

ISBN 978-3-8393-6112-2 (epub)

ISBN 978-3-8393-6113-9 (pdf)

ISBN 978-3-89809-514-3 (print)

www.bebraverlag.de

Friedrich dem Einigen

Historische Personen und *fiktive* Hauptakteure

Barker, Henry – Waffenkonstrukteur

Barker, William – Waffenschmied, Bruder des Vorstehenden

Beeren, Gerardine von – Urenkelin Honoré Langustiers

Clyber, Elisabeth (Lizzy) – Tochter von Louise Clyber

Clyber, Louise – Schwester von Émile Joyard; Gutsbesitzerin

*Decker, Friedrich – Sohn Heinrich Deckers, Forstlehrling in
Rheinsberg, AB*

*Decker, Heinrich – Lehnschulze des Kolonistendorfs Neu-Charlotte,
AB*

Fersen, Hans Axel von – Favorit Marie-Antoinettes, C

Fetschow, Heinrich Friedrich Gottlieb – Wechselhändler (Bankier)

Friedrich II. – König von Preußen

Gant, Ebenezer – Tabakhändler

Heinrich, Prinz – Bruder Friedrichs II., AB

Joyard, Émile – Erster Hofküchenmeister i.R., AB

Lalande, Jérôme de – Kriegsveteran, Ballonpionier, C

Langustier, Honoré – Zweiter Hofküchenmeister i.R.

Langustier, Rahel – Ehefrau von Honoré Langustier

Lucchesini, Girolamo – Kammerherr, Bibliothekar und Vorleser

Mencken, Anastasius Ludwig – Geheimer Kabinettsekretär

Mirabeau, Honoré-Gabriel Riquetti, Comte de – Publizist, Spion

Mylenthal, Johann Amadé – Adjutant von Prinz Heinrich, AB

Pentland, John – Sekretär von Benjamin Walker, C

Pfeiffer, Johann – Gehilfe Heinrich Deckers, AB

Philippi, Karl Johann Albrecht von – Polizeipräsident
Polk, Alexander – Farmer, C
Quandt, Marie von – Tochter Honoré Langustiers
Saint-Sauliac, Philippe de – Lecteur des Prinzen Heinrich
Schickler, Johann Jacob – Großbankier
Sterling, Bill (Black Eagle) – Fellhändler
Theden, Johann – Generalchirurg, Charité-Chef
Walker, Benjamin – Abgeordneter, C
Zimmermann, Johann Georg Ritter von – Arzt

C: Society of the Cincinnati (Cincinnatus-Orden)

AB: Gemeinschaft der Amerikanischen Brüder

Die einzigen gefährlichen Feinde
Eurer Majestät sind Ihre Köche ...

Johann Georg Zimmermann

Könnten die Menschen
auch noch durch die Luft fahren,
so wäre ihre Schlechtigkeit
rein gar nicht mehr zu zügeln.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Ostersonntag, 16. April 1786

Auf einer roten Decke lagen sie, die Ellenbogen aufgestützt, zwischen Feldsteingrotte und Vorjahresschilf.

Am jenseitigen Ufer leuchtete das Rheinsberger Schloss in der Mittagssonne. Prinz Heinrich, ein jüngerer Bruder des Königs von Preußen, war sehr begierig, den hübschen Jüngling an seiner Seite zum Buhlnaben zu machen. Philippe de Saint-Sauliac nannte er sich und diente ihm seit Wochen als Gesellschafter. Die eigentümliche Unterbrechung der linken Augenbraue entstellte das Gesicht des Zwanzigjährigen keineswegs, sondern machte es nur noch anziehender, fand der Prinz und schwärmte, während er ihre Gläser wieder mit Bourgogner füllte:

»Die ersten Blumen blühen so frisch an der Quelle! Und wie leise die Bäume flüstern ...«

Er wies mit wachen, leicht auswärts schielenden Augen auf einen nahen Waldhügel, dem ein kleines Wasser entsprang. Philippe erwiderte:

»Die welken Blätter des Rohrs schwanken wahrlich so sanft, als gelte es, ein liebend Paar in seligen Schlummer zu wiegen. Auch verbergen sie uns vor dem Auge der Welt in paradiesischer Einsamkeit ... Der Geist Egeriens wirkt das Wunder, mein Prinz! Solche Stelle sah ich schon einmal, in jenem Land, das so sehr nach Ihnen ruft.«

»Wie machen mich deine Worte glücklich und hoffnungsfroh ...«, entgegnete der Prinz. »Fürwahr, Liebster! Arkadiens Gefilde ... Egeria ...«

Er war voller Sehnsucht nach Philippes Berührung, aber auch nach Italien. So viele Sehnsüchte peinigten ihn gleichzeitig ... Trotz eines gewissen Glanzes, den er bei aller Hässlichkeit um sich zu verbreiten wusste, war er der Einsamste und Unglücklichste der Menschen. Mit warmem Timbre rezitierte er:

»Unbeirrbar führt Eros, mit sicherer Hand,
den Schiffer zum Bett des Geliebten,
in der Höhle tiefem Born versteckt.
Kein Bildwerk stört das milde Waldesgrün.
Ein Becken, das längst sprang,
hemmt nicht die Flut der Quelle,
und Kräuter blühen den Bach entlang
bis hin zum vollen See ...«

»Tibull?«, fragte Philippe, der sich bei den römischen Dichtern nie sicher war.

»Properz!«, entgegnete der Prinz. »Wie willst du beweisen, dass du schon dort warst, im gelobten Land der Quell-Nymphen und Faune, wo die Zitronen blühen ...?« Er seufzte. »Ich, der ich mir mein Italien hier stückweise imaginieren muss, bin voll des zweifelnden Neides ...«

Er nahm Philippes feine Hand. Viel ging dem Erwählten im Kopf herum. Dieser Prinz war keineswegs schön, nicht im griechischen Sinne, wie Winckelmann es dargestellt ... Philippe war verwirrt. Er hatte des Prinzen Gesellschaft aus eigennützigen Gründen gesucht, doch jetzt glomm ein unbekanntes Gefühl in ihm auf. Zum ersten Mal in seinem von Grund auf verpfuschten Leben war er an einen paradiesischen Ort gelangt, an dem er vielleicht um seiner selbst willen geachtet und ... geliebt würde? Gefährdete diese eigenartige Empfindung seine Absichten?

»Obgleich ich oft schwindele – diese Reise hab ich getan, mein Prinz!«

Ein verhärmter Zug um die Lippen ließ sein Gesicht für Sekundenbruchteile alt und hässlich wirken. Verdammter Spitzbube, dachte Prinz Heinrich.

»Meine Eltern starben, kaum dass ich auf der Welt war. Ich wuchs in einem Waisenhaus auf. Lange kannte ich nicht den Namen meines Vaters ... Ein Blutsverwandter, der mich 1779 aufsuchte und es durchaus gut mit mir meinte, verriet ihn mir. Doch ich schlug sein Angebot aus, mir im Fortkommen behilflich zu sein. Ich wollte meine eigenen Abenteuer erleben und entflohe der Anstalt, als man mich in

eine Weberei stecken wollte. Als Begleiter eines Mannes mit ähnlichem Schicksal gelangte ich nach Italien. Ihr kennt ihn, er war ein mathematisches Genie, als Findelkind bei einem Glaser aufgewachsen, der Rousseau hieß ... Die Damen flogen auf ihn wie die Bienen auf einen blühenden Apfelbaum ...«

»Genie? Mathematik? Findelkind? Oh – Jean-Baptiste le Rond d’Alembert!«, sagte der Prinz und lachte kurz auf. »Ha! Nicht möglich, in welche Phantastereien dein Geist sich erneut versteigt! Du willst als Knabe Reisegehosse jenes Mannes gewesen sein, der von meines Bruders Geld lebte? Ich kann es nicht glauben.«

»Und doch ist es wahr!«, sagte Saint-Sauliac, fein lächelnd und wieder in entspannter Schönheit. »D’Alembert nahm mich mit von Paris nach Rom, wo er das Pharo-Spiel studierte. Er hegte die Hoffnung, den Zufall durch Theorien und Spielsysteme zu besiegen: die *Progression*, das *Martingale*, die *Montante Américaine*. Es ist sieben Jahre her, und ich war erst dreizehn, dem Alter nach. Doch ich ging schon für sechzehn durch, und man ließ mich als Diener meines Herrn mit hinein in die Höllenstuben der Hazardeure. Da auch der reiche Lohn meinen wachsenden Bedürfnissen nicht genügte, musste ich meine Fähigkeit, für mich selbst zu sorgen, stärker kultivieren. Ich verwandelte also d’Alemberts Hypothesen zu vorgeblich unfehlbaren Anleitungen für das Pharo, ließ alles sehr schön drucken und verkaufte diese Gewinnrezepte für teures Geld an unheilbar Spielkranke. Ein oder zwei Dutzend Menschen haben sich so beim Pharo ruiniert ... Ich gab Rom und meinem Herrn Valet, als man einen Prozess gegen d’Alembert anstrenge, der unweigerlich zu meiner Verurteilung geführt hätte. Ich schloss mich somit 1780 einem Manne an, der jetzt Kammerherr Ihres Bruder ist und damals im Begriffe stand, Rom in Richtung Potsdam zu verlassen ...«

Der Prinz war unschlüssig. Das Gehörte war unerhört dreist erlogen und gut ausgedacht, befand er. Die neuerliche Wendung war vollends verblüffend:

»Giroloamo Lucchesini!«

»Erraten! In Straßburg trennten sich unsere Wege. Ich ging nach Paris, wo ich lange blieb. Dann war ich in London, bevor ich wieder nach Paris zurückkehrte und Euch traf ... zu meinem Glück!«

Ein Schatten zog über Philippes Gesicht. Nur Tölpel logen nie, aber kein Lügner von Format log immer. Auf die richtige Dosierung der

Lügen kam es an. Man musste nur erkennen, wann es überhaupt genug war mit diesem Lügen-Leben und man ein Ende zu setzen hatte! Und wahrlich: Einer musste sterben, damit die anderen das Leben wieder mehr schätzten. Vor Jahren war es noch zu früh gewesen, er war auf halbem Wege stecken geblieben ... Aber nun konnte er an den ersten Versuch anknüpfen, und es bereitete ihm – bei aller Perfidität – auch noch Vergnügen.

Der Prinz redete jetzt von Amerika und von den Amerikanern, denen sie morgen begegnen würden. Er nannte endlos viele Namen, doch Philippe hörte nur mit einem Ohr zu, auch wenn ihn diese Sache interessierte. Noch hatte er sich nicht entschieden, was er davon halten wollte. Er hätte das Geld, sich in Nordamerika anzusiedeln. Ob er mit den Amerikanern ginge? Wenn er erst sein Kunststück fertig gebracht hätte, vielleicht. Philippe tastete an die Stelle seines Rockes, an der sich, gut verwahrt, jenes knisternde Papier befand, das Berge versetzen konnte. Das war die Macht des Geldes, nun erst spürte er sie ganz.

»Erzähl nur weiter, auch wenn ich dir kein Wort glaube«, sagte Prinz Heinrich, der hinter Philippes Irritation die Verstrickung im eigenen Lügenmärchen vermutete.

Sein Adjutant und lang verwichener Gespieler Mylenthal, stets vergeblich bemüht, ihm neue, eventuell bedrohliche Bekanntschaften vom Leib zu halten, hatte interessante Nachforschungen über den falschen Namen des schönen Lügners angestellt.

»In Rom also willst du Egeriens Quelle aufgesucht haben?« Philippe nickte ernst und fuhr dann lächelnd fort:

»Zum Beweis vermag ich es Euch zu schildern, wie Ihr es nirgends in der Literatur beschrieben fändet: Vorüber an den Gräbern der Scipionen, vorüber auch am prächtigen Denkmal der Cäcilia Metella, gelangte ich in ein liebliches Tal. Ein träges, schmales Gewässer durchfloss es, verborgen unter großen Stängeln und Blättern der Canna. Wogende Getreidefelder und frisches Wiesengrün zeigten sich zu den Seiten. Tausende von Anemonen blühten im Gras. Ich kam ans Ende des Tales, wo an einem kleinem Hügel – einem Hügel ganz wie dieser dort! – ein Schäfer bei seiner Herde lag. Baumwurzeln und Efeuranken schmückten und verhüllten den Eingang zu einer Grotte, aus dem das Wasser kam. Ich ging hinein.

Netzförmiges Mauerwerk bildete Wände und Wölbung, und aus grünbemooster Marmorfassung rieselte der starke Quell zuerst in ein Becken. Alle Wände, der Eingang und der Fußboden waren dicht und weich mit dem feinblättrigen Venushaar überwuchert, das auf seinen leichten, rotbraunen Stängeln, jeder Luftbewegung folgend, mich zitternd und nickend zu begrüßen schien ...«

Weiter kam er nicht in seiner Schilderung – die Lippen des Prinzen setzten ihr ein Ende ...

»Wenn du mir weiter von Egeriens Quelle erzählst, die ich dort drüben anzulegen gedenke, will ich meine Betrübniß vergessen und dir jedes Wort mit einem Kuss vergelten!«

Philippe ließ es geschehen. War die unwahrhaftige Zeit endgültig vorüber? Für einen Moment, in dem sich die Rabenschwärze seines Zukunftshimmels in strahlenden gelben Schein verwandelte, glaubte er es wirklich. Der hübsche Admiral, der sich auf eine Distel vor ihnen gesetzt hatte, rührte die Flügel und flatterte davon. Unsinn, dachte Philippe. Dieser Prinz war ein gefährlicher Einfaltspinsel! Jeder wusste das. Er benutzte ihn, er benutzte sie alle. Er war unberechenbar gleich diesem Schmetterling. Schon lag Philippe wieder im trüben warmen Bad seiner Einsamkeit. Er kannte die wahre, die beißende Armut ... Er hatte lange die Bedrängniß wie die Spitze eines Dolches auf der Brust gespürt. Jetzt würde er den Spieß umdrehen und sich vor der Ausführung seines Plans einmal amüsieren, wo stets das Amusement auf seine Kosten gegangen war ... Wie im Spiel, wie nebenbei! Alles ergab sich so günstig, nur auf die Entschlossenheit kam es an, auf die Entscheidung, Ernst zu machen. Er hatte sich die Lokalität angesehen. Dazu war in den vergangenen Wochen mehrfach Gelegenheit gewesen. Es gab keinen besseren Ort! Oft hatte er gedacht, dass es besser gewesen wäre, gar nicht in dieses altersschwache Land zu kommen. Das zu nehmen, was er hatte, und unterzutauchen ... Doch dann nagten die Zweifel. Bohrten ... Das wäre kein Anfang, das wäre eine Fortsetzung seiner peinigenden Flucht, vor *ihm* und vor sich selbst ... Er musste es tun ... Alles auf die Spitze treiben, dann wäre die Erlösung umso größer. Kein reinigendes Bad, das dem gleichkäme: Er würde verschwinden, und, vom Fluch des Ursprungs gereinigt, ganz woanders – weit weg – neu an... Ein Ast knackte im Wald.

»Das ist bloß der Hirsch, der Euch folgt«, sagte Philippe, obwohl er mit bloßem Auge gesehen hatte, dass es Prinz Heinrichs Adjutant war, der sich lauernd hinter ihnen herstahl. Zusammenzuckend und sich umwendend, glaubte auch Prinz Heinrich, eine Bewegung am Hügel mit der Quelle und das Blinken eines Perspektivs im frischen Waldesgrün gesehen zu haben. Immer musste er auf der Hut sein, selbst hier im Park, vor zudringlichen Blicken.

»Lass uns zum Tempel der Freundschaft hinaufgehen, Liebster!«, sagte er. »Und nenn mich ab sofort Henri, bis ich es dir wieder verbiete!«

Das konnte schon morgen sein, dachte Philippe. »Tempel« war ein Euphemismus. Selbst die unansehnlichste Schäferhütte wurde dem Prinzen zum »Tempel« ... Philippe schleuderte die leere Bouteille in hohem Bogen in den See. Prinz Heinrich lachte und zog sein williges Opfer auf den terrassierten Hügel, auf dem bald *sein* Obelisk errichtet würde, und immer weiter in die Tiefe des Boberow-Walds.

Ostermontag, 17. April 1786

Ploppend wie ein Kolkrabe spuckte der Kutscher aus, dann knallte er mit der Peitsche. Er wunderte sich über nichts mehr. Diese Amerikaner! Jawohl, die Amerikaner ... Etwas war im Schwange zwischen Preußen und dieser sogenannten Konföderation überm großen Teich. Jener Teich war viel größer als alle märkischen Seen zusammen, aber aus schiffbarem Wasser bestand er auch. Die Vereinigten Staaten strebten ein Bündnis mit Preußen an. Sie wollten Tabak, Waffen und Felle verkaufen ... und was sonst noch alles. Insgeheim, dachte der Kutscher, wollten sie bloß von seinem König anerkannt werden, wo alle Welt – außer Frankreich – sie bisher nicht für voll nahm.

Am Seeufer war die achtköpfige Delegation des Zweiten Kontinentalkongresses der Vereinigten Staaten vom Planwagen gestiegen, nachdem er sie die halbe Nacht von Potsdam hergefahren hatte. Jetzt schlugen sich die in der Mehrzahl blau-rot-weiß uniformierten Herren seitlich in den Wald. Zwei von ihnen waren ziemlich kurz geraten, reichten ihm nur bis knapp über den Bauchnabel. Daneben stampften ein rechtes Fass von Mann davon und ein schmaler Ballonist. Das dicke Paket aus Stoff und Schnüren sowie ein Nachen an der Wagenseite war angeblich sein Ballon, der *Aerostat*. Seit Tagen fuhr er sie mit einem langen Sechsspänner durch die Gegend – einem von der Sorte, die auf gut Lateinisch *Omnibus* hieß, weil zehn und mehr darin Platz hatten. Der König hatte sie schon einmal zur Begrüßung empfangen. Doch mit den Geschäften, die sie abzuschließen gedachten, war es nicht weit her. Dieses junge Land drüben brauchte alles Mögliche, was man dort noch nicht selbst herstellen konnte. Doch so schnell schossen die Preußen nicht, schon gar nicht beim Geschäftemachen. So würden die Amerikaner noch etwas in Potsdam bleiben müssen, auch einen öffentlichen Ballonaufstieg wollten sie vorführen, bevor sie die Rundreise durch Europa anträten.

Diese Amerikaner, dachte er, und schwang die Peitsche: Hü! Eben erst ging irgendwo hinter den Hügeln die Sonne auf. Was sie nur hier in der Einöde suchten, hatte er nicht ganz begriffen. Wollten partout das letzte Stück durch die Silberkehle zu Fuß laufen! Wo dort bis am späten Vormittag der Dunst von den Seen durchzog, dass man kaum die Hand vor Augen sah! Vergeblich hatte der Mann auf dem Kutschbock den Eigensinnigen begreiflich zu machen versucht, dass es bequemer wäre, sich das kurze, aber höchst steile Wegstück zum Clyber'schen Gut Neu-Charlotte hinauffahren zu lassen. Aber weder davon, noch von den alten Legenden, diese Schlucht betreffend, wollten sie etwas hören ... Immerhin, alle sprachen mehr oder weniger fließend Deutsch und Französisch. Dass sie fast ausnahmslos aus North Carolina kamen, lag daran, wie sie behaupteten, dass das der fortschrittlichste unter den dortigen Staaten war ... Und dass der alte Clyber, der Neu-Charlotte aufgebaut hatte, aus Amerika gekommen war, das wusste er.

An den lehmigen Steilhängen der Silberkehle kämpften die Bäume seit Generationen ums Überleben. Stellenweise hatte sich das Totholz zu dicken, bemoosten und pilzüberwucherten Strängen formiert, die bis an die Findlinge im kleinen Wildbach herabreichten. Zwei Fuß breit war der Schlammfad rechts des Wassers. Nach der ersten Biegung wurde er steiler. Spechte rührten die Baumtrommel, und eine Waldamsel floh mit Gezeter ins dichter werdende Grau des Nebels.

Henry Barker und sein Bruder William duckten sich unter einem querliegenden Baumstamm hindurch, den alle übrigen aufwändig umwandern mussten. Die kleinwüchsigen Brüder redeten über ihr liebstes Kind, die vierläufige kurze Rifle, die sie griffig »Barker-Four« genannt hatten und dem König in großer Zahl zu verkaufen gedachten ... Auch den Franzosen und wem immer! Vier Schüsse in schneller Folge konnte ein *rifle-man* damit abfeuern. Das konische Zündloch beim vierläufigen Batterieschlosswender war eine Meisterleistung der Waffenbaukunst – der Monarch würde sehen, dass die Amerikaner den Preußen mehr bieten konnten als Waltran, Reis und Virginiatabak. Mit Barker-Fours könnten die 140 Musketiere der zehn Normalkompanien eines preußischen Infanterieregiments, das hatten sie ausgerechnet, theoretisch

neuntausend Schuss pro Minute abfeuern! Das wären doppelt so viele wie bisher. Aber das Batterieschloss leierte noch immer rasch aus, nach etwa tausend Schuss, und musste daher dringend verbessert werden ... Jeder in der Gruppe trug eines: die acht besten Gewehre, die es auf der Welt gab!

Der Kongressabgeordnete Benjamin Walker, Anführer der Truppe, fünfzig Jahre alt und etwas untersetzt, gab den Versuch auf, mit den quirligen Brüdern Schritt halten zu wollen. Walker war im Geiste ganz woanders. Er saß wieder mit Friedrich von Steuben und Henry Knox im Sommerhaus des reichen Wallstreet-Kaufmanns Verplanck, wo sie die *Society* gegründet hatten, ihre Geheimgesellschaft siegreicher Freunde, den Kriegsversehrten ein Trost, den Witwen, Waisen und Veteranen eine Stütze, ideell und auch materiell ... Die Republik, dachte Walker, wäre bloß ein Übergangszustand. Auch sein verfloßener Geliebter Steuben sah das so. Kein Amerikaner war reif dafür ... Steuben, der Preuße, hatte das dahergelaufene Läusepack erst in eine Truppe umgeformt. Und sein *très cher ami*, Prince Henry of Prussia, würde Amerika zu einem zweiten Preußen machen, einem humaneren, freieren ... Beim Gedanken an Henri schlug Walkers Herz heftiger – seit ihren gemeinsamen Pariser Wochen tat es das schon, jeden Tag, immer wenn er an ihn dachte ... Favorit eines Königs! Eine erhebende Vorstellung.

Jérôme de Lalande folgte Walker mit Todesverachtung. Jener Mann, dem er nun hier in Berlin vor Gericht begegnen sollte, hatte seinem alten Herrn die einzigen Dinge von wirklichem Wert genommen: seine Ehre und seinen Stolz! Als gebrochener Mann war der Vater buchstäblich verendet, ein Jahr nachdem seine Gattin bei einer in mehrfacher Hinsicht schrecklichen Geburt das Zeitliche gesegnet hatte ...

Lalande zwang sich, nicht daran zu denken. Er hatte seine wissenschaftlichen Studien in Paris schleifen lassen und ein paar Jahre zu Hause in Saus und Braus und Nichtstun verlebt. Dann plötzlich war ihm der amerikanische Traum wie ein Rettungsanker erschienen. Was ihm sein Vater, der Marquis Auguste Philippe de Lalande, bei seinem Tod 1767 hinterlassen hatte, das Schloss und die Ländereien bei Rouen, hatte er zu Geld gemacht und war 1779 mit einer angeworbenen Söldnertruppe nach Amerika gefahren. Wer in den Vereinigten Staaten jetzt wieder mit monarchistischen

Strukturen liebäugelte und unterm Deckmantel des gemeinnützigen Cincinnatus-Ordens ein Militärregime im Land einführen wollte, nachdem sie durch viel Blut und Geld, geopfert von Männern seines Schlages, endlich das englische Kron-Joch abgeworfen hatten, schwieg in seiner Gegenwart besser. Der nordamerikanische Staatenbund würde nicht mehr von Sturmwinden geschüttelt.

Wohl aber sein Ballon ... Wie ließe ein Aerostat sich steuern? Wie könnte ein Antrieb aussehen? Es schien Lalande wie in der Demokratie zu sein: Die gute Hoffnung allein, der frische Wind, trieb das Gefährt vorwärts ...

Der fünfte in der Reihe, Alexander Polk, lüftete den Dreispitz überm Blondhaar und atmete den Duft der erwachenden Erde ein. Das hätte auch irgendwo in den Blue Ridge Mountains sein können. Oder in den Great Smokies ... Polk vertrat das Gros der Bauern, Nordamerikas wirtschaftliche Hauptstreitmacht in Friedenszeiten. Er glühte vor Patriotismus für die junge amerikanische Konföderation, vor allem für North Carolina, das in allem den Ton angab. Kein Oben und kein Unten mehr gab es da, keine Rang- und keine Standesunterschiede und keine Vergünstigungen! Nur Gottes wachsames Auge strahlte über allem. Auch er, der Neffe des Stadtgründers von Charlotte, ein hochdekorierter Soldat, fing mit 25 noch mal klein an. Vorausgesetzt, es läge ihm daran, sein Glück zu machen. *Goddamned* – daran lag ihm in der Tat! Wenn es einen gab, der die Ideale der Cincinnati verkörperte, dann er: vom Pflug zum Schwert, und vom Schwert zurück zum Pflug. Plötzlich gab es hinter ihm ein schmatzendes Geräusch, gefolgt von einem dumpfen Klatschen.

»Verfluchter Matsch!«, sagte John Pentland, Walkers Sekretär. Er war abgerutscht und saß im Dreck. Auch die Barker-Four, mit der er sich im letzten Moment abzustützen versucht hatte, war ihm keine Hilfe gewesen. Trotz Grauhaar und Alterstonsur war er gewöhnlich nicht so unbeholfen. Er trug eine Brille auf der fein geschwungenen Nase und prüfte als Erstes, ob die kleinen elliptischen Gläser heil geblieben waren ...

Walker, Lalande und Polk drehten sich um und verfolgten grinsend Pentlands angestrengte Bemühungen, wieder aufzustehen.

»Der Dichter Goathie hat ein Gedicht für uns Politiker geschrieben«, sagte Walker. »*Beherrigung*. Miss Kärtsch las es gestern bei Nickley

vor, dem Buchhändler. Ein Jammer, Pentland, dass Sie nicht dort waren! Zwei Zeilen daraus bloß an Ihre Adresse: *Sehe jeder, wo er bleibe ... und wer steht, dass er nicht falle!* Beherzigen Sie das, denn als mein Sekretär sind Sie ebenfalls in der Politik. Sie können nicht immer nur trinken und Termine verpassen.«

Pentland hatte Polks hilfreiche Hand ergriffen. Jetzt stand er wieder aufrecht, wischte sich grob die Erde von der Seite und entgegnete flapsig:

»Ach, der Müller Goathie aus dem Beaufort District ... Der hat eine hübsche Tochter, ich sah sie einmal mit ihren Brüdern bei der Kirchmesse in St. Peter's Parish ...«

Walker schüttelte ernst den Kopf.

»Nicht George Goathie von der Goathie-Mill ... Aber der ist immerhin ein Vetter des dichtenden Administrators vom Duke of Weimar. Goathie muss zur selben Zeit über die Great Wagon Road gekommen und in der Gegend hängen geblieben sein wie Polks Vater.«

»Das erklärt für mich irgendwie die Neigung unserer Alten, Schulmeister-Gedichte zu schreiben ... Wie weit ist's noch?«, bläffte Pentland. »Weshalb müssen wir eigentlich hier hochkriechen, wenn es von dem Gut aus ebenerdig hinübergeht, wie der Wagenlenker angedeutet hat?«

Er reagierte zunehmend gereizt auf Walker. Seit Frieden herrschte, hatte sich der drahtige Offizier, der ihnen früher vorm Gefecht blutige Stellen der *Ilias* aus dem Gedächtnis rezitierte, in einen weichlichen Langweiler verwandelt.

»Da vorne rüber und links hoch! Da oben muss das Denkmal sein!«, sagte Walker. »Warum wir hier hinaufsteigen? Weil es der Prinz, unser Gastgeber, so angeordnet hat, ganz einfach! Zu einem Tempel schlendert man nicht, man muss den Aufstieg mit all seinen Gefahren hinter sich bringen! Das ist ein Grundprinzip bei seinem Orden, den Amerikanischen Brüdern: Alles muss erarbeitet werden. Selbst geschafft, aus eigener Kraft! So wie wir Cinicinnati es auch halten wollen, im Krieg und im Frieden.«

Red du nur, dachte Pentland und lächelte. Du und dein Prinz, ihr seid füreinander geschaffen ...

Sie hatten sich bis auf Sichtweite ein paar bemoosten Bohlen genähert, die über dem Bach lagen. Auf der anderen Seite schnürte der Pfad steil an der Bergflanke hinauf. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie weit genug hinaufgekommen waren, um durch die vorüberziehenden Dunstschwaden oben, links am Hang, eine Treppe aus Granitbrocken zu sehen. Unklar, von welchem Punkt sie ausging. Mauerwerk und eine Tür entdeckten sie, und die steile Steintreppe führte bis zum schroffen Schluchtrand, wo kurz durch Dunstfetzen ein Obelisk majestätisch aufragte.

»Wenn ich die Worte des ... äh ... Adjutanten des Prinzen ... richtig verstanden habe«, sagte Walker, »lagert dort in der kühlen Eiskaverne der Vin de sec, den wir nachher trinken werden. Der alte Hofkoch, dessen Erhebung wir zelebrieren wollen, hat angeblich beim Denkmal ein Buffet aufgebaut!«

Hallos und Hochs ertönten. Das war Anreiz genug, die Wanderung umgehend fortzusetzen.

»Welcher alte Hofkoch?«, fragte Lalande entgeistert.

Sie alle folgten Walker wie in Trance. Die Überfahrt über das weite Meer war so strapaziös gewesen, dass sie Lalande während der drei Wochen oft scherzhaft angefleht hatten, doch bitte mit dem Ballon die Fahrt abzukürzen ... Sie waren zu matt, um das Programm zu memorieren, das Walker ihnen schon auf der folgenden Landpartie von Emden in die Residenzstadt Potsdam unterbreitet und detailliert zu erläutern versucht hatte.

»Émile Joyard, der berühmte Erfinder des *chapon au vin*!«, sagte Walker leichthin.

Lalande war blütenweiß geworden. Das hatte er nicht ... Und wenn er es gewusst hätte, wäre er an diesem Tag in Potsdam geblieben, wäre nicht hierher mitgekommen ... Wie sollte er den erheben, wie dem brüderlich begegnen, der morgen im Berliner Gerichtssaal sein Kontrahent wäre? Mein Gott – er hasste diesen Mann ... und jetzt das! Er würde sich vor dieser drohenden Begegnung in die nicht vorhandenen Büsche schlagen ... Später, nach dieser zweifelhaften Feierlichkeit, wäre der Anblick dann schon irgendwie zu ertragen ... ein Moment, vor dem ihm dennoch graute ... Morgen müsste er ihm ohnehin ins Auge sehen ... Ja, morgen ... aber sofort? Undenkbar ...

Bill Sterling, hochgewachsen und kräftig, mit einem sonnengegerbten, groben Gesicht, hätte gut als Sizilianer

durchgehen können. Er trug jedoch nicht wie alle anderen die Uniform der Kontinentalarmee, sondern Hosen aus Büffelleider und eine Jacke aus Waschbärenfell. Sterling betrieb Fellhandel und hatte im Krieg ein paarmal den Kundschafter gespielt, da er sich in den Bergen auskannte. Soldat hatte er nie sein wollen. Daher fehlte an seiner Brust der schöne kleine Orden mit dem schwarzen Adler der Cincinnati, was ihn ein wenig neidisch stimmte. Sterlings Vater, ein britischer Offizier, stammte ursprünglich aus Mecklenburg. Es ging das Gerücht, dass seine Mutter eine Catawba-Indianerin war, was er stets nur mit einem Lächeln kommentierte. Wegen dieses Gerüchts, der schwarzen Locken und der gewaltigen Adlernase nannten ihn alle *Black Eagle*. Er war immerhin bei Catawbas aufgewachsen, dann mit Glück in ein Waisenhaus der Benediktiner bei Altamont gekommen, wo er, als man ihn lesen gelehrt, endlich entziffern konnte, was er als Findelknabe bei sich getragen: das Soldbuch, das sein desertierender Vater auf der Farm zurückgelassen ... Black Eagle hielt nicht viel von Wegen wie diesem. Schluchten vertraute er sich ungern blindlings an. Außerdem brauchte er Bewegung nach der Planwagenfahrt. Wenn er gute Ideen bekommen wollte, etwa um diesem seltsamen König die Felle der Appalachen für seine Husarenuniformen anzupreisen, war es am besten, er streifte ziellos durch den Wald. Er sah Rehe weit oben am Steilhang. Schon flog er hinauf ...

Ebenezer Gant, der dicke Tabakhändler, gebot zwar nicht über indianische Sprungkraft, aber sein Gehör stand dem von Black Eagle kaum nach. Das graumelierte Langhaar war im Nacken mit einem farbigen Flechtband zusammengeschnürt. Die Nase, unförmig breit, war blasig-rot von zu viel Feuerwasser. Gant hatte das typische Rascheln von Vorjahreslaub, wenn ein Rudel Paarhufer sich im Wald bewegt, ebenfalls gehört. Und er hörte den Waldmenschen Sterling hinaufklettern. Er blieb stehen und setzte das Kurzgewehr ab, zog an der Pfeife und genoss den warmen, mulmigen Geschmack des Tabakrauchs. Die anderen waren noch zu hören, nur ein paar Schritte weiter vorne. Also könnte er ruhig ein Püschchen machen.

»Gant, Sie Faultier! Ein Stück noch, dann haben wir es geschafft!«, rief ihm der spindeldürre Pentland zu. Gant hasste ihn wie die Pest

...

Auf der Kuppe vor dem Obelisk stand eine lange Tafel, flankiert von zwei Reihen einfacher Holzbänke. Das blau-weiß gestreifte Tischtuch lappte leicht, wo der kalte Wind darunterfuhr und es anhob. Ein Mann in altertümlich wirkender, goldbetresster Hoftracht, der eben die letzte Schüssel zurechtgerückt und ein paar bleierne, taschenuhrgroße Gewichte an die Tischdecke geklemmt hatte – Reliefs übervoller Blumenkörbe und Füllhörner –, setzte sich ans Ende der einen Bankreihe. Dann sackte er in sich zusammen.

6 66. Die verhängnisvollen Ziffern gingen ihm nicht aus dem Kopf. Émile Joyard hob den Blick. Wenn er sich vorbeugte, verdeckte die kalte Poularde die Buckower Kirche, die ihrerseits wie eine Glucke im dunstigen Waldtal saß. Von der anderen Seite des Tisches aus könnte er sie gar vor die Sonne schieben, die jetzt einen Fingerbreit überm Horizont als rosenroter Lampion am Morgenhimmel stand, unmittelbar seitlich des baumhohen Gedenksteins ... Der Mond war seit Gründonnerstag im Abnehmen begriffen. Noch hatte er die satte Eierkuchenfarbe der Dämmerung. Doch vor dem im Steigen heller und heller rot, dann orange lodernden Sonnenball würde er binnen Minuten verblassen. Der Himmel im Osten war auratisch gerötet, während im Westen ein helles Blau mit grünlichen Wolkenschlieren aufschien.

1781, ein Jahr vor seinem Tod, hatte John Clyber, sein Schwager, den Obelisk errichten lassen. Bei der Schlacht von Breed's Hill hatte man ihm ein Bein weggeschossen. Als Kriegsversehrter ohne Rente wäre er in Amerika dem Untergang geweiht gewesen. Geerntet hatte er auf seiner kleinen Farm bei Charlotte-Town kaum etwas. Daher war er, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters erreichte, der hochbetagt gestorben war und sich seiner im Testament erinnert hatte, mit Frau und Tochter aus Charlotte, Mecklenburg County, nach Preußen auf das Erbgut der Kleiberfamilie gezogen. Zur Markierung des Neuanfangs, aber auch aus Sentimentalität hatte er das Gut und die kleine dazugehörige Kolonie von Tabak- und Kartoffelbauern Neu-Charlotte genannt. Viel vorgenommen hatte er sich. Zu viel für sein Holzbein – die Prothese scheuerte bei der schweren Arbeit die Wunde auf, und die Entzündung vollendete, was der feindliche Kanonier am Breed's Hill so stümperhaft begonnen hatte.

Joyard schrak zusammen – ein Reh sprang an ihm vorbei. Für den Bruchteil einer Sekunde vermeinte er im Nebel über der Treppe zur Eiskute hinab ein menschliches Gesicht zu sehen. Doch als die nächste Dunstfahne verweht war, war es verschwunden. Wahrscheinlich hatte er sich getäuscht. Da nichts weiter zu hören und zu sehen war, versank er wieder in Gedanken.

Nach dem Tod des Schwagers war Joyard zur Schwester gezogen. Louise Clyber hatte das Schulzenrecht an Heinrich Decker verpachtet und lebte komfortabel, wenngleich zurückgezogen. Gutshaus, Heidekrug, Kolonisten-Siedlung und Mühle ... ihre kleine Welt. Er konnte von seinem Sitzplatz aus alles überblicken: Am Fuße des Abhanges dünstete der kleine Tornowsee vor sich hin, etwas linker Hand schwamm das Schulzenhaus im Frühnebel – fast ein kleines Schloss. Der arme Pfeiffer war Lakai im vormaligen Haus der Eltern, ein Spieler, ein Verlierer ... Sein jetziger Herr dagegen, der Schulze Decker, war ein notorischer Gewinner, ein gewiefter Geschäftsmann. Joyard blickte über die rechte Schulter und sah den Fußweg zur Silberkehle hin abfallen, einer tiefen Schlucht, die von der Landbrücke zwischen den beiden Tornowseen in engen Mäandern bis zur Hochebene hinaufreichte, wo das hell gelb getünchte Gutshaus und der ziegelrote Heidekrug das Bild dominierten. Im Grund genommen lebte er in Neu-Charlotte mehr als zufrieden. Die Suche nach einer Frau, die ihn verstand, hatte er aufgegeben. Seine Schwester hatte über die Jahre diese Rolle völlig ausgefüllt. Stolz war er auf sein Leben dennoch nicht ... Es war vieles aus dem Ruder gelaufen. Er hatte Fehler gemacht, die ihm nachgingen. Und er musste seit 1782 ein *in Rente* hinter seinen Namen setzen ... Die großen Unbekannten, die ihn damals mit ihrem seltsamen Schreiben aus dem Dienst katapultierten, hatten lange stillgehalten ... Doch jetzt wieder: 6 66. Er zitterte, dann zwang er sich, Haltung anzunehmen, atmete tief durch. Was zur Hölle sollte das bedeuten?

Joyards Gedanken kreisten, fanden keinen Halt. Sein Blick verlor sich in der Ferne über den nebligen Waldtälern. Was würde von ihm bleiben? Jenes vor achtzehn Jahren erschienene Buch? *Die Neue Küchenmeisterei*? Der Ruhm, Erfinder des *chapon au vin de bourgogne* zu sein? Oder als solcher zu gelten? Kochkunst war doch nichts als die Kunst, Diebstahl geschickt zu inszenieren und zu